

Esther Dischereit

Ein Haufen Dollarscheine

Roman

Die Frau mit dem blumengemusterten Kleid erhebt sich endlich aus ihrem Bett. In der Hitze des Zimmers bleibt ihre Vergangenheit wie in Schwaden stehen: die Vergangenheit eines versteckten jüdischen Kindes. »Immer wieder taucht jemand auf und soll zu uns gehören«, murmelt ihre Schwester. Der Thanksgiving-Truthahn in Chicago verschluckt das Schwarze Amen ihres Mannes, der für die Kinder Palästinas um Frieden betet, während am anderen Ende des Tisches mit einem weißen Amen eine Danksagung an den amerikanischen Präsidenten gesprochen wird. Der nunmehr jüdisch-orthodox bekennende Sohn nennt seine Mutter Closet-Jew. Gojische Partner*innen der zweitverheirateten Überlebenden eignen sich deren »Wiedergutmachung« an, und schließlich weigert sich auch der russische Rabbiner, das Vorkriegsgrab in Berlin-Weißensee zurückzugeben.

Esther Dischereit lebt in Berlin. Sie schreibt Prosa, Lyrik und Essays und ist Autorin von Theater- und Hörstücken. Mit »Joëmis Tisch. Eine jüdische Geschichte« und »Übungen jüdisch zu sein« wurde sie eine der wichtigsten literarischen Stimmen unter den Nachkommen der Shoa-Überlebenden in Deutschland. 2009 erhielt sie den Erich-Fried-Preis. Als Professorin lehrte sie an der Universität für angewandte Kunst in Wien, 2019 als DAAD Chair in Contemporary Poetics an der New York University.

MaroVerlag

Es bleibt eine Merkwürdigkeit, dass ich von diesen Dingen berichte, als wäre ich dabei gewesen. Wahrscheinlich ist mir so, als wäre ich dabei gewesen. Wie eine Stellvertreterin, oder ich hätte mehrere Identitäten, die ich mal hierhin und mal dahin verlege.

Klären Sie bitte, wer hier mit wem zusammenhängt. Sie sind »ich«, die Tante und die Schwester, nicht wahr?

Und was wollen Sie mit der Normandie und D-Day? Ich bin kein Militär, mich interessieren diese Dinge nicht. Die Engländer waren auch an der Küste und spielen im Text keine Rolle. Die Kanadier übrigens auch. Meinen Sie, das erklärt unter Umständen eine gewisse Dankbarkeit gegenüber der befreienden Armee und dem späteren Aufnahmeland, vielleicht sogar eine bedingungslose Ergebnis? Ich meine – wenn dann später von Ihrem Großvater der Vietnamkrieg gerechtfertigt wird? Es führt, glaube ich, an dieser Stelle nicht weiter, wenn ...

Soweit ich sehe, gibt es eine Menge handelnder Personen: eine Frau, die sich in ihrem blumengemusterten Kleid durch die Geschichte bewegt. Ist das die Hauptperson? Ist das Ihre Schwester? Aus der ersten Ehe Ihrer Mutter? Im Wesentlichen wird deren Geschichte geschrieben. Nein? Wessen Geschichte dann? Denken Sie, man kann die Geschichte Ihrer Schwester und wie es ihr mit den Erbstreitigkeiten ergangen ist verallgemeinern? Wollen Sie sagen, Deutsche bereicherten sich an ihren jüdischen Nachbarn und tun es noch? Das kann ich mir nicht vorstellen, dass das Ihre Absicht ist. Wir leben heute doch in anderen Zeiten, das werden Sie nicht in Abrede stellen. Außerdem: Was macht es denn wirklich aus, ob Sie um ein Erbe betrogen sind, das aus der Wiedergutmachung, der sogenannten Wiedergutmachung – es konnte ja de facto keine Wiedergutmachung geben – stammte oder aus einem x-beliebigen Wertpapierfonds? Ich sehe da keinen Unterschied. In diesem Punkt bin ich sogar marxistisch: Sieht man doch dem Geld seinen Warencharakter nicht an, nicht wahr?

Da ist der Mann, mit dem »ich« in der Flughafenlounge Erdnüsse isst. Das sind Sie? Nicht Ihre Schwester? Soweit ich sehe, sitzt hier eine Tante mit ihrem Neffen zusammen, isst Erdnüsse und schokoladenüberzogene Kekse, trinkt Segafredo und verwechselt die Flughafenlounge mit ihrem Wohnzimmer. Wegen solcher Dauernutzer wurde der unbeschränkte VIP-Zugang abgeschafft. Es ist immer eine Person, die ständig zu spät kommt, und dann muss der Betrieb die Stechuhr einführen – oder die großzügige Handhabung des Aufenthalts in der Lounge muss dann eben ein Ende finden.

Das geht nicht? Was geht nicht? Die Schwester ihrer Geschichte zu berauben und sie als Ihre zu erzählen? Warum tun Sie es dann? Haben Sie keine eigene? Doch? Dann erzählen Sie doch Ihre Geschichte – es ist ohnehin Ihre Geschichte, ob Sie das wollen oder nicht. Es ist ja auch nicht verwerflich, im Leben eines anderen Menschen Platz zu nehmen, wie Sie sich ausdrücken. Tun wir das nicht andauernd? Eine Ehe ist auch nichts anderes? Das haben Sie schön gesagt. Ach Gott, Ihre Schwester war ja noch ein Kind. Ob sie das alles so mitbekommen hat? Und in Ihrer, in unserer Generation, da sind wir doch frei von diesen schrecklichen Erfahrungen.

Versuchen wir es noch einmal: Eine Frau sitzt in der Flughafenlounge und redet mit ihrem Neffen. Die Schwester flog ab. Flog sie ab? Wohin flog sie? Eine jüdische Schwester flog ab. Eine deutsch-jüdische Frau flog aus Deutschland ab. Gleichgültig, ob Jüdin oder nicht, flog eine Person ab. Also: Ihre Schwester, die Mutter Ihres Gesprächspartners, verließ Berlin.

Sie flog in die USA? Zu Ihren Großeltern? Die jüdischen weißen Großeltern waren doch schon gestorben. Sie betonten, dass

Ihre Großeltern weiß waren. Muss ich das wissen, geht mich das etwas an? Alle sind bekanntlich weiß, jedenfalls die meisten. In diesem Teil der Erde. Wollen Sie sich dafür entschuldigen? Das hat mit der Vergangenheit nichts zu tun. »Black 'n my heart.« Oder wollen Sie mir mitteilen, dass es weiße Juden geben könnte, die etwas gegen Schwarze haben? Sie thematisieren an keiner Stelle, dass es Schwarze geben könnte, die etwas gegen jüdische Weiße haben – fürchten Sie die Gemeinsamkeit zwischen Schwarzen und Nazis? Darf das nicht vorkommen? Es ist doch, wo man hinsieht, dasselbe: Weiße gegen Schwarze, Schwarze gegen Juden, Asiaten gegen Europäer – und so geht das in einem fort, es will einfach kein Ende nehmen. Ich war immer so eingestellt, dass ich sage: Wir sind Menschen, und der Mensch zählt. Sie schweigen?

Ich werde versuchen wiederzugeben, was Sie hier erzählen. Sie können mich korrigieren: Die jüdischen, weißen, deutschen Großeltern emigrierten und wurden US-Amerikaner. Sie wurden in fremder Erde begraben, zuletzt der Großvater, der in zweiter Ehe sein Dienstmädchen – Gertrud? – in den USA geheiratet hatte, sodass es in den Genuss eines kleinen Häuschens mit Rosen vor dem Eingang in Philadelphia kam. Dieses Häuschen hatten sich Ihre Großeltern mütterlicherseits – die väterlicherseits fehlen vollständig – hatten sich Ihre Großeltern mit den späten Wiedergutmachungsleistungen der Bundesrepublik Deutschland leisten können. Das kommt in vielen Familien vor, das wissen Sie? Nein, nicht die Wiedergutmachungssache – wir hatten ja eher mit dem Lastenausgleich zu tun. Nein, das meine ich nicht. Darum geht es nicht. Dass dann das Erbe in die Hände der nachfolgenden Ehefrauen übergeht, das ist bitter, gewiss. Ich begreife, dass Sie selbst später von Gertrud abgelehnt wurden. Das ist keine

schöne Erfahrung. Aber glauben Sie, dass Sie als Jüdin von der Christin Gertrud ... Es ist ja wohl so, dass sie dann die Beerdigung nicht der jüdischen Religion entsprechend durchführen ließ. Das hat wohl die erste Tochter, Ihre Tante Senta, die sich Jessica nennt, durchblicken lassen. Das schreiben Sie gar nicht? Man soll diese Dinge auch nicht überhöhen. Eine Frau mag die vorgefundenen Enkel nicht, das ist alles. Entscheidend bleibt, ob Ihr Großvater und Gertrud miteinander auskamen, und das scheint ja der Fall gewesen zu sein. Allerdings fehlt an dieser Stelle, dass die Großeltern deshalb nach Philadelphia auswanderten, weil dorthin bereits ihre älteste Tochter weitergewandert war – von Berlin nach Shanghai per Schiff entkommen und nach Kriegsende dann in die USA. Dass Ihre Tante unter den Japanern den Typhus überlebt hat, ist ein Wunder. Mag sein, es ist hier eine Geschwisterrivalität verborgen zwischen Ihrer Mutter und – das ist dieselbe, mit deren Ableben später das Überführungsproblem entsteht, nicht wahr? – und Ihrer Tante. Warum sonst bleibt sie unerwähnt?

Diese fortdauernden Erbstreitigkeiten, dass da jemand einheiratet und dass dann die Kinder die Tefillin nicht aus dem Haus heraustragen dürfen – ja, das gibt es, und das ist traurig. Das verstehe ich. Sagt man »Tefillin«? Ich weiß übrigens nicht, wozu Tefillin gebraucht werden. Das müssen Sie mir einmal erklären. Aber es ist menschlich, allzu menschlich. Manche Ehepartner heiraten in eine Familie ein, und manche heiraten aus einer Familie heraus. Ihr Großvater heiratete offenbar heraus. Wollen Sie Hitler noch fast achtzig Jahre danach dafür anklagen? Die jüdische Großmutter war schon gestorben, lange vorher, gleich nachdem sie angekommen war. Hitler war ihr nachgekommen in diese Stadt der Neuen Welt, sodass sie an ihren Erinnerungen

starb. Das ist tragisch: überlebt und doch nicht entkommen. Oder klagen Sie Gertrud an und Ria, die die zweite Frau des Vaters Ihrer Schwester wurde, und deren Kinder Angela und Rainer? Ich meine, da könnten Sie Tausende verurteilen, weil die auch erben – Besitz, der ... ich will das mal so nennen: unter den anderen Rechtsverhältnissen zustande gekommen ist. Das ist vielleicht eine moralische Position, aber rechtlich nicht von Belang.

Sie wissen genauso gut wie ich, dass andere Menschen auch sterben, wenn auch nicht an Hitler. Manche sind an Hitler genesen, stehen auf mit Hitler, essen Hitler und legen sich mit Hitler zu Bett: im Häuschen Ihrer Großeltern, als sie noch in Berlin waren, beispielsweise. Das ist die Stelle, wo jemand aus dem Fenster schreit: »s ist alles schon vermietet.« Die hatten nur eine Wohnung, in der sie zur Miete lebten? Entschuldigung, ich dachte, die Stolpersteine zeigen an, wo jüdisches Eigentum war. Das trifft bei Ihnen ohnehin nicht zu? Ach so. Natürlich nicht. Ihre Großeltern überlebten, Sie sagten es. Sie sind deshalb auch nicht im Buch der Ermordeten aus Berlin verzeichnet. Da wurden sie gelöscht. Wann kann man da schon mal jemanden löschen!

Die hatten also gar kein Häuschen? Na, dann haben Sie auch nichts, worüber Sie sich beschweren können, und vielleicht wäre die Familie schon deswegen verarmt, weil der Cousin des Großvaters ein Spieler war – der, der dann rechtzeitig vor der schrecklichen Zeit nach Argentinien ging –, meinen Sie nicht? Kommt das überhaupt vor? Warum denn nicht? So ein Spieler ist immer eine interessante Figur, wenngleich natürlich auch tragisch. Wir finden in der Literatur da anrührende, manchmal auch sehr, sehr junge Menschen ... Haben Sie das gelesen: »Vierundzwanzig

Stunden aus dem Leben einer Frau« von – wie heißt er – ich meine, das ist von Stefan Zweig. Großartig, einfach großartig ... Und da, meine ich, finden Sie auch solch einen Besessenen, einen schönen jungen Mann ... Ich hoffe nicht, dass ich mich da irre.

Zurück zu den familiären Verhältnissen. Glauben Sie, die Familiengeschichte, dass alle als Juden Verfolgte waren, gibt einen Persilschein für die Familie ab – für alle Zeiten? Ich glaube das nicht. Ihr Großvater unterstützte den Vietnamkrieg, eine Tochter Ihrer Schwester ging zum Militär. Sie und deren Mann haben anhaltend mit Krieg zu tun. Jeden Tag, heute, gestern, morgen. Warum lassen Sie einen Veteranen des Zweiten Weltkriegs auftreten? Soll der in Afghanistan aufräumen oder in Pakistan Taliban jagen? Nichts täuscht darüber hinweg, dass wir es hier mit einer Familie zu tun haben, die kriegsaffin ist. Oder warum sonst hat auch die andere Schwester einen US-amerikanischen Soldaten geheiratet? Zuerst einen Schwarzen Soldaten, um in Ihrer Martin-Luther-King-Sprache zu bleiben, dann einen weißen. Auf jeden Fall Militär. Das kommt gar nicht vor, sagen Sie? Die zweite Schwester kommt überhaupt nicht vor? Ok – dann spielt das hier keine Rolle.

Aber der Mann Ihrer Schwester, um deren Geschichte es geht, der ist doch auch US-Amerikaner. Der ist kein Soldat? Der ist Footballspieler gewesen? Heute Friedenssänger, das passt. Ja, ich finde das passt. Schwarz – sagen Sie? Afro-American und Christian-Science-Anhänger – ist das eine Entlastungsformel? Choctaw – aha. »Völker dieser Erde ... einigt euch, und ihr seid frei ... dass sie jetzt die eure werde ... Schluss mit Elend und Barbarei.« Geht das Lied so? Sie wundern sich, dass ich das kenne.

Die erste Tochter der Schwester geht zu den Marines – Frau bei den Marines, hmm –, heiratet einen amerikanischen Militär,

auch Navy, die zweite Tochter einen anderen Amerikaner, der jüngste Sohn den Lubawitscher Rabbi ... Entschuldigung, ich meine das nicht abwertend. Mit Ihrer zweiten Schwester telefonieren Sie gelegentlich, die in erster Ehe einen Schwarzen und dann einen weißen US-amerikanischen Soldaten heiratete. Der wäre um ein Haar im Irakkrieg eingesetzt worden. Stattdessen durfte er bleiben und betreute die Rückkehrer. Ein trauriges Kapitel. Und auch hier wieder diese Nähe zum Militär. Ach so, diese Schwester kommt nicht vor. Sagten Sie das schon?

Die jüdische Schwester, jene erste oder älteste, von deren Blumenkleid die Rede ist, wird von ihrem nicht-jüdischen Stiefbruder um ihr Erbe gebracht, weil auch der jüdische Vater nach dem Zusammenbruch seiner Ehe ... Es ist nicht wesentlich, dass der Mann in Kellern lag und versteckt war – das hat mit dem Zusammenbruch der Ehe nichts zu tun. Verstehen Sie mich nicht falsch, das klingt herzlos jetzt – jedenfalls heiratet der Vater als alter Mann sein Dienstmädchen, also die, die zweimal oder dreimal die Woche kommt – das müsste Ihre Ria sein – nein, nein, ich rede nicht von Gertrud, die gehört ja zu Ihrem Großvater und dessen zweiter Ehe, wenn ich das recht verstanden habe. Ja, das klingt ähnlich – im Prinzip ist es auch eine Geschichte, die sich offenbar wiederholte. Aber jetzt geht es um Ria, die zum Vater Ihrer Schwester schließlich und endlich gehörte – na was, hat er was Warmes im Bett, wollen Sie ihm das missgönnen, wie man so sagt –, und die wiederum hat ein christliches Kind mitgebracht, und das betrügt das erstgeborene jüdische Kind – die Frau mit dem Blumenkleid – um sein Erbe und isst die Wiedergutmachung des jüdischen Adoptivvaters auf. Stimmt es bis dahin?

Das ist doch normal und kommt in Familien vor. Sicher, es klingt unappetitlich, das überlebende jüdische Geschwisterkind

um das Erbe aus der Wiedergutmachung betrogen – aber muss man die Dinge so sehen? Man kann es doch auch so sehen, dass die Fristen verstrichen sind, und nun heilt alle Wunden die Zeit. Ich meine, ich sitze ja auch in einem Haus, das meine Eltern – nachdem die Besitzer denunziert wurden – ganz billig ... Das sind Kapitel, für die ich keine Verantwortung trage, nicht persönlich. Oder nehmen Sie dieses kleine Dorf im Badischen – wie heißt es noch gleich, gleich komme ich drauf – da sind ein Drittel der Häuser Judenhäuser gewesen. Nun, danach hat die Gemeinde Vertriebene aufgenommen, und Häuser wurden sogar vor dem Verfall bewahrt. Bei der Synagoge ging das nicht, und so ist sie eine verfallene Scheune ... Ich habe mich lange engagiert, das wissen Sie vielleicht nicht, bei der Restaurierung dieser Land-synagoge. Wir haben einen Verein gegründet. Ich schrieb die Förderanträge. Zwischen den Fensterscheiben meines Hauses habe ich Buchseiten in hebräischer Schrift gefunden. Ich brachte sie ins Archiv, man soll das bewahren, finde ich. Es gibt hier auch eine Vortragsreihe, an der ich mitgestrickt habe, und ich habe auch dafür gesorgt, dass die Gemeinde nach Übersee geschrie-ben hat. Da hat es noch jemanden gegeben. Ich habe die Adresse »Am Judenbuckel« angegeben, und der Mensch hat sich nicht mehr gemeldet. Aber es heißt doch so. Was sagen Sie dazu? Habe ich mich antisemitisch geäußert?

Aber diese Dinge mit dem Militär sind mir im tiefsten Herzen zuwider, ich hasse das Militärische. In den Nachrichten wird alles verklärt und Friedensmission getauft – das sind doch Ver-brecher. Dieses Militärische ging ja bis tief in die Familien hinein, davon hab ich heute noch Alpträume. Ich will das nicht ver-gleichen; es ist nicht so, dass ich Ihr Schicksal ... Ich meine, in unseren Familien gab es diese unerbittliche Härte. Das geht mir nach. Und Ihnen eben auch, so ist das. Unsere Generation ist um

etwas betrogen worden. Statt eines Gutenachtkusses gab es den Rohrstock und statt eines guten oder fröhlichen Worts nichts als Gehorsam. Da war bei den Eltern etwas zu Bruch ge-gangen ... Nicht, dass Sie mich falsch verstehen! Ich will uns oder mich nicht vergleichen.

Oxnard

Neffe

Sie hat auf der Tribüne Platz genommen. Ein bisschen ungeschickt angezogen, finde ich. Mir wurde ein Platz weiter oben auf den letzten Rängen zugewiesen. Meine Schwester hatte mich und unsere Tante angemeldet. Die Pressesprecherin begrüßt sie persönlich. Meine Tante sitzt hier als Pressevertreterin. Links von ihr hat sich die Ehefrau von Johns Freund hingesetzt. Als er auf den Philippinen stationiert war, haben sich die beiden kennengelernt. Sie knabbert getrocknete Mangostücke. Johns Freund sitzt neben seiner Frau, steckt seine Chips weg. Meine Schwester und John tragen ihre Berufsgesichter, obwohl sie in Zivil gekommen sind. Sie trägt ein schwarzes Shirt. U-Boot-Ausschnitt. Vom Hals bis zu den Schultern ist sie unbedeckt. Wenn sie sich bewegt, sieht es so aus, als könne das Shirt an einer Seite herabgleiten. Sie knabbert nichts. Mit diesem Audrey-Hepburn-Look ist sie die schönste Soldatin, denke ich. John W. – double-u, watch your double-u, pflegte unser Vater zu sagen – überragt seine Frau, ist breit wie ein Schrank und steckt in seiner Uniform. Sie spannt, besonders an seinen Oberschenkeln. Er sieht so aus, als würde er viel Fleisch essen. Er ist ein Gourmet. Das weiß ich. Täglich sieht er sich Kochsendungen an und merkt sich besondere Feinheiten. »Entschuldigen Sie, darf ich? Ich bin hier Gast. Danke schön. Meine Schwester und ihr Mann, sie sitzen da drüben ... und meine Tante, sie sitzt auf der Tribüne. Ja, fast die ganze Familie, da haben Sie recht, sie ist aus Deutschland, ja, ich auch, ja, aus Berlin, wir alle zusammen, das kommt selten vor, dann unter diesem strahlenden kalifornischen Himmel, obwohl – es soll später ein wenig bewölkt werden ... Nein, eigentlich haben wir in Champaign

gelebt ... ja, das ist kompliziert. Oh, sorry, wir sollten jetzt still sein.«

Oxnard

Tante

Eine Hornisse flog unter das Zeltdach, das uns vor der Küstensonne schützte. Ich liebte die Strände rund um dieses Gebiet. Nur wenige Häuser, wenige Strandanlagen – der Wind trieb die Wellen unablässig heran, hoch aufschießend und gischtig fielen sie wieder in sich zusammen. Zum Baden war das Wasser zu kalt. An den Wochenenden kamen ein paar Familien hier heraus und brachten Picknicktaschen mit. Jemand muss vor langer Zeit einmal eine Schnur gespannt und zwei Pfosten gesetzt haben. Manchmal spielten ein paar Männer mit einem Ball. Werktags begegneten mir hier wenig Leute, manchmal eine Stunde lang niemand, und ich lief und lief und lief weiter. Ich hatte nichts vor mir. Mein Fußabdruck im Sand, ein Stock, den das Meer angetrieben hatte – der Wind strich mir um den Kopf und ließ Sandkörner rieseln. Wie ab-rutschende Landschaften verschoben sich die aufgewehten Flächen. Zwischen entfernten Häusern öffnete sich ein Spalt, kurz nachdem ich das eingerissene Volleyballnetz passiert hatte. Ich kehrte den Wellen den Rücken und stapfte in die Richtung, in der ich einige Plastikstühle neben einer Hütte stehen sah. Die Stuhlbeine steckten im Sand. RUDDER-Room. Ich öffnete die Tür, die wie der Eingang zu einem Verschlag aussah. Drinnen stand ich in einem mit Postern beklebten Gang, dunkle Farbe an den Wänden, zwei Toilettentüren. Im Schankraum standen Männer und tranken Bier. Whisky und Gin gab es auch. Ich bestellte einen Tee. Der Mann hinter dem Tresen hatte einen Schnauzbart. Seine Stirn legte sich in ein

Feld von Falten, und im Lärm der redenden Männer und einer Jukebox fragte er nach. Tee gab es nicht, ich fragte nach heißem Kakao. Ich erhielt einen heißen Kakao. Der Mann trug ein kariertes Hemd, andere Männer trugen auch karierte Hemden, bei einem lagen die weißen Haare auf seinem gelbbraunen Jackettkragen auf. Sie trugen Jeans, blaue Jeans und abgetragene Turnschuhe, die breit und riesig erschienen. Ich trug ein Basecap, zog es ab und hielt es in der Hand. Dann legte ich es vor mich auf den Tresen. Alle trugen Caps, bis auf einen. Die Männer lachten und tranken. Ich trank den Kakao aus und ging. Wieder durch die Tür, durch die ich eingetreten war und die verbarg, was sich in diesem dünnwandigen Verschlag, der doch keine Hütte war, zutrug. Er umschloss die Menschen und ihr geselliges Leben wie eine Herde, von außen war nichts davon zu sehen. Ich trat hinaus, weg von den Reden der Leute und zurück zum Aufklatschen der Wellen, die das Meer übereinander türmte und wieder zusammenfallen ließ.

Die Hornisse flog zwischen den Zeltstangen ins Freie. Der Aufmarsch hatte begonnen. Ich war begrüßt worden wie eine diplomatische Vertreterin, und es war mir ein bisschen peinlich. Aber ich war ihre Tante, ich fühlte mich sogar wie ihre Lieblingstante, obwohl unser Liebesverhältnis mehr als zwanzig Jahre zurücklag, als ich eine Dreizehnjährige, später Fünfzehnjährige gewesen war. Ich war zusammen mit meiner Mutter nach Bremen gereist und hatte sie dort zum ersten Mal in einem Mütter-Kind-Heim gesehen. Meine Schwester, ihre Mutter, war mehr als fünfzehn Jahre älter als ich, und wir waren uns kaum mehr zu Hause begegnet. Und gar nicht mehr, nachdem sie ausgezogen war und in Perugia studierte. Später hat mir einmal jemand das Buch »Über die